

HEYNE <

Das Buch:

Ein Heer von Feinden und tödliche Gefahren markieren Rolands Suche nach dem Dunklen Turm. Unerbittlich jagt der letzte Revolvermann hinter dem Mann in Schwarz her, durch endlose Wüsten, ausgestorbene Städte und gespenstische Ruinenlandschaften, in denen Dämonen, Sukkubi, Vampire und Geistermutanten hausen. In den Ruinen eines verlassenen Rasthauses begegnet er dem Jungen Jake, dessen trauriges Schicksal auf geheimnisvolle Weise mit dem Mann in Schwarz verknüpft ist. Gemeinsam setzen sie den Weg durch Rolands wüstes Land fort. Im Gebirge, wo er und sein Begleiter Rast machen, verrät ihm eine Prophezeiung, dass Jake der Schlüssel zu dem Mann in Schwarz ist und dass drei Auserwählte ihm bei der Suche helfen würden. Endlich gelingt es ihnen, den Mann in Schwarz zu stellen. Aber Roland muss erst den Jungen opfern, bevor er in die Mysterien des Dunklen Turms eingeweiht wird.

»Das Ergebnis – zu Freude oder Leid – liegt nun vor, o treue Leserschaft, ob man nun mit Band eins beginnen oder sich auf Band fünf vorbereiten mag. Egal, was man letztlich davon halten wird, die Geschichte von Roland ist jetzt vollbracht. Ich hoffe, sie bereitet Freude. Was mich betrifft, so habe ich mich königlich amüsiert.« *Stephen King*

Der Autor:

Stephen King gilt weltweit als der Meister der modernen Horrorliteratur. Geboren 1947 in Portland, Maine, lebt er mit seiner Frau, der Schriftstellerin Tabitha King, in Maine und Florida. Schon während seines Studiums schrieb und veröffentlichte er Science-Fiction-Stories. 1973 gelang ihm mit *Carrie* der internationale Durchbruch. Alle seine Bücher wurden Bestseller, die meisten davon liegen im Wilhelm Heyne Verlag vor.

Die Saga um den Dunklen Turm umfasst folgende Romane: *Schwarz – Drei – tot. – Glas – Wolfsmond – Susannah – Der Turm – Wind.*

STEPHEN KING

SCHWARZ

DER DUNKLE TURM I

Roman

Aus dem Amerikanischen

von Joachim Körber

Erweiterte und überarbeitete Neuauflage

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe
THE DARK TOWER: THE GUNSLINGER

Copyright © der einzelnen Geschichten
DER REVOLVERMANN/The Gunslinger
Copyright © 1976 by Mercury Press, Inc.,
aus: The Magazine of Fantasy and Science fiction, Oktober 1978

DAS RASTHAUS / The Way Station
Copyright © 1980 by Mercury Press, Inc.,
aus: The Magazine of Fantasy and Science fiction, April 1980

DAS ORAKEL UND DIE BERGE/The Oracle And The Mountains
Copyright © 1981 by Mercury Press, Inc.,
aus: The Magazine of Fantasy and Science fiction, Februar 1981

DIE LANGSAMEN MUTANTEN/The Slow Mutants
Copyright © 1981 by Mercury Press, Inc.,
aus: The Magazine of Fantasy and Science fiction, Juli 1981

DER REVOLVERMANN UND DER MANN IN SCHWARZ
The Gunslinger And The Dark Man
Copyright © 1981 by Mercury Press, Inc.,
aus: The Magazine of Fantasy and Science fiction, November 1981

Übersetzung des Vorwortes und der neuen Fassungen:
Patrick Niemeyer



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

20. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 12/2003
Copyright © 1982, 2003 by Stephen King
Copyright © 2003 der überarbeiteten deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Printed in Germany
Umschlaggestaltung:

Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,
nach einer Originalvorlage von © Rhett Podersoo
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
ISBN 978-3-453-87556-2

www.heyne.de

*Für Ed Ferman
der mit diesen Geschichten ein Risiko einging,
mit jeder einzelnen.*

INHALT

VORWORT

VII

I.

DER REVOLVERMANN

1

II.

DIE ZWISCHENSTATION

98

III.

DAS ORAKEL UND DIE BERGE

167

IV.

DIE LANGSAMEN MUTANTEN

212

V.

DER REVOLVERMANN UND DER MANN IN SCHWARZ

285

VORWORT

Das meiste, was Schriftsteller über ihre Arbeit schreiben, ist Blödsinn, der auf Unkenntnis beruht.* Aus diesem Grund sieht man auch nie ein Buch mit dem Titel *Die hundert größten Einleitungen der westlichen Zivilisation* oder *Die beliebtesten Vorworte des amerikanischen Volkes*. Das ist natürlich ein persönliches Urteil, aber nachdem ich inzwischen mindestens fünfzig Einleitungen und Vorworte geschrieben habe – ganz zu schweigen von einem ganzen Buch über die Kunst des Erzählens –, meine ich, das Recht dazu zu haben. Und man darf mich ruhig ernst nehmen, wenn ich behaupte, dass das eine der wenigen Angelegenheiten ist, zu denen ich wirklich etwas zu sagen habe.

Vor ein paar Jahren habe ich unter meiner Leserschaft mit der Veröffentlichung einer überarbeiteten und erweiterten Fassung meines Romans *The Stand – Das letzte Gefecht* für etwas Furore gesorgt. Ich war dabei berechtigterweise ziemlich nervös, weil *The Stand* doch

* Eine weitergehende Abhandlung über den Blödsinn-Faktor findet sich in *Das Leben und das Schreiben*, München: Ullstein, 2000.

immer das beliebteste Buch bei meinen Lesern gewesen war (was die leidenschaftlichsten »*Stand*-Fans« anlangt, hätte ich wohl 1980 sterben können, ohne die Welt dadurch zu einem merklich ärmeren Ort zu machen).

Wenn es eine Erzählung gibt, die in der Vorstellung von King-Lesern mit *The Stand* wetteifert, ist es wahrscheinlich die Geschichte von Roland Deschain und seiner Suche nach dem Dunklen Turm. Und jetzt – verdammt! – habe ich das Gleiche wieder getan.

Nur dass es nicht ganz das Gleiche ist. Aber ich will verraten, was ich *tatsächlich* getan habe, und warum. Es mag nicht für jedermann wichtig sein, aber für mich ist es *sehr* wichtig, und deshalb soll dieses Vorwort die Ausnahme (hoffentlich) zu Kings Blödsinnsgesetz sein. Zunächst möchte ich daran erinnern, dass *The Stand* schwerwiegenden Kürzungen unterlag, und zwar nicht aus Gründen des Lektorats, sondern aus finanziellen. (Es gab auch herstellerische Grenzen, aber darüber möchte ich mich hier nicht auslassen.) Ich hatte Ende der Achtziger lediglich überarbeitete Abschnitte des ursprünglichen Manuskripts wieder eingesetzt. Ich habe das Werk zudem als gesamtes durchgesehen, vor allem um der Aids-Epidemie Rechnung zu tragen, die zwischen der Erstausgabe von *The Stand* und der Veröffentlichung der überarbeiteten Fassung acht oder neun Jahre später gerade aufblühte (wenn dies das richtige Wort ist). Das Ergebnis war ein Band, der 100 000 Wörter länger war als das Original.

Im Fall von *Schwarz* war der ursprüngliche Band eher dünn, und das zusätzliche Material in der vorliegenden

Fassung beläuft sich auf lediglich 35 Seiten bei der amerikanischen Ausgabe, was etwa neuntausend Wörtern entspricht. Sollte man *Schwarz* bereits gelesen haben, wird man hier nur zwei, drei völlig neue Szenen vorfinden. *Dunkler-Turm-Puristen* (von denen es eine erstaunliche Anzahl gibt, man sehe nur einmal im Internet nach) werden es natürlich ein weiteres Mal lesen wollen, und die meisten davon werden es vermutlich mit einer Mischung aus Neugierde und Verärgerung tun. Ich kann das nachfühlen, muss aber zugeben, dass ich mir weniger Sorgen über sie gemacht habe als über die Leser, die Roland und seinem Ka-Tet* zum ersten Mal begegneten.

Ungeachtet ihrer glühenden Anhänger, ist die Geschichte des Turms unter meinen Lesern weitaus unbekannter als *The Stand*. Bei Lesungen frage ich die Anwesenden gelegentlich, ob sie schon einmal eines oder mehrere meiner Bücher gelesen haben. Da sie alle den Weg nicht gescheut haben – was manchmal den zusätzlichen Ärger mit sich bringt, einen Babysitter zu finden, und zusätzliche Kosten, um den alten Benzinfräser aufzutanken –, ist es nicht sonderlich überraschend, dass die meisten die Hand heben. Dann bitte ich diejenigen, die Hand oben zu lassen, die eine oder mehrere der Geschichten um den Dunklen Turm gelesen haben. Daraufhin geht in allen Fällen mindestens die Hälfte der Hände wieder runter. Die Schlussfolgerung dürfte klar sein: Obwohl ich in den dreiunddreißig Jahren zwischen 1970 und

* Jene, die das Schicksal eint.

2003 ungeheuer viel Zeit in das Verfassen dieser Bücher gesteckt habe, haben nur vergleichsweise wenige der Leute sie gelesen. Diejenigen jedoch, die das getan haben, begegnen ihnen leidenschaftlich, und ich bin da selbst auch ziemlich leidenschaftlich – jedenfalls genug, dass ich Roland nie in jenes Exil entlassen hätte, das die unglückselige Heimat der unerfüllten Figuren ist (man denke nur an Chaucers Pilger auf dem Weg nach Canterbury oder die Menschen, die Charles Dickens' unvollendeten letzten Roman, *Das Geheimnis des Edwin Drood*, bevölkern).

Vermutlich habe ich immer unterstellt (irgendwo im Hinterkopf, weil ich mich nicht erinnern kann, je bewusst darüber nachgedacht zu haben), dass immer genügend Zeit vorhanden sei, um es zu beenden, dass Gott mir vielleicht sogar zur anberaumten Stunde ein Telegramm schicken würde: Didel-di-da, didel-di-dum/An die Arbeit, Stephen/Beende den Turm.« Und auf bestimmte Weise ist etwas Ähnliches tatsächlich passiert, nur dass es kein singendes Telegramm war, das mir Beine gemacht hat, sondern ein heftiger Zusammenstoß mit einem Plymouth-Minivan. Wenn das Fahrzeug an jenem Tag nur ein bisschen größer gewesen wäre oder mich nur ein bisschen frontaler erwischt hätte, wäre es ein Fall von »Bitte keine Blumen, die Familie King dankt für die Anteilnahme« gewesen. Und Rolands abenteuerliche Suche wäre für immer unvollendet geblieben, zumindest durch mich.

Auf jeden Fall kam ich im Jahr 2001 – inzwischen fühl-

te ich mich wieder mehr wie ich selbst – zu dem Entschluss, dass die Zeit gekommen war, Rolands Geschichte zu beenden. Ich schob alles andere beiseite und machte mich an die Arbeit, die drei abschließenden Bände zu schreiben. Wie immer tat ich es nicht so sehr für die Leser, die danach verlangten, als mehr für mich selbst.

Die Durchsicht der beiden letzten Bände steht noch aus, während ich das hier im Winter 2002/2003 schreibe, aber die Bände selbst waren bereits im Sommer davor fertig. Und in der Unterbrechung zwischen der Lektoratsarbeit an Band fünf (*Wolfsmond*) und Band sechs (*Song of Susannah*) kam ich zu dem Entschluss, ganz an den Anfang zurückzugehen, um mit der endgültigen Gesamtdurchsicht anzufangen. Warum? Weil diese sieben Bände eigentlich nie getrennte Geschichten waren, sondern Teile eines einzigen langen Romans mit dem Titel *Der Dunkle Turm*, nur dass der Anfang mit dem Ende nicht mehr in Einklang war.

Meine Herangehensweise an die Arbeit der Durchsicht hat sich über die Jahre nicht sehr geändert. Ich weiß, dass es Autoren gibt, die das schon beim Schreiben nach und nach erledigen, aber meine Angriffsmethode war es immer, einzutauchen und voranzukommen, so schnell ich kann, immer darauf bedacht, die Schneide meiner narrativen Klinge durch ständigen Gebrauch so scharf wie möglich zu halten, um dadurch dem heimtückischsten Feind eines Schriftstellers davonzulaufen: dem Zweifel. Wenn man sich umdreht, wirft das zu viele Fragen auf: Wie glaubwürdig sind meine Figuren? Wie interessant ist

meine Story? Wie gut ist sie wirklich? Wird irgendwem etwas daran liegen? Liegt mir etwas daran?

Wenn ich mit dem ersten Entwurf eines Romans fertig bin, lege ich ihn erst einmal mit all seinen Schwächen und Fehlern beiseite, damit er reifen kann. Eine gewisse Zeit später – sechs Monate, ein Jahr, zwei Jahre, das ist ganz unterschiedlich – kann ich ihn mit einem abgeklärteren (aber immer noch hingebungsvollen) Blick betrachten und beginne mit der Durchsicht. Obwohl ich jedes der Bücher aus dem Turm-Zyklus als separate Einheit durchgesehen habe, hatte ich bis zur Niederschrift des siebten Bandes, *Der Dunkle Turm*, jedoch keine Gelegenheit, das Werk als gesamtes zu betrachten.

Als ich mir den ersten Band, den der geneigte Leser gerade in Händen hält, wieder vornahm, zeigten sich drei offensichtliche Tatsachen. Erstens war *Schwarz* von einem sehr jungen Mann geschrieben worden und wies alle Schwächen eines Buches von einem sehr jungen Mann auf. Zweitens enthielt es jede Menge Irrtümer und Fehlstarts, vor allem wenn man es im Licht der folgenden Bände betrachtete.* Drittens *klang* der Roman noch nicht einmal wie die späteren Bücher – er war, offen gestanden, ziemlich schwer zu lesen. Viel zu oft hörte ich mich Entschuldigungen vorbringen, man müsse nur lang

* Ein Beispiel für viele: In der Erstveröffentlichung von *Schwarz* ist Farson der Name einer Stadt. In späteren Bänden wurde es irgendwie zum Namen eines *Menschen*: des Rebellen John Farson, der den Niedergang von Gilead einfädelt, dem Stadtstaat, wo Roland seine Kindheit verbringt.

genug durchhalten, dann sehe man, dass die Geschichte mit *Drei* wirklich ihre Stimme gefunden habe.

An einer Stelle in *Schwarz* wird Roland als jemand beschrieben, der in fremden Hotelzimmern schief hängende Bilder gerade rücken würde. Ich bin selbst so ein Typ, und bis zu einem gewissen Ausmaß geht es beim Überarbeiten um nichts anderes: Bilder gerade rücken, den Boden saugen, die Toiletten schrubben. Ich habe im Verlauf der Durchsicht jede Menge Hausarbeit verrichtet und dadurch die Gelegenheit erhalten, das zu tun, was jeder Autor mit einem Werk tun möchte, wenn es einmal fertig ist, aber noch einen letzten Schliff und eine letzte Politur braucht: *es bloß ordentlich machen*. Wenn man einmal weiß, wie die Dinge ausgehen, schuldet man es dem potenziellen Leser – und sich selbst –, an den Anfang zu gehen und die Sachen in Ordnung zu bringen. Nichts anderes habe ich hier versucht, immer darauf bedacht, dass weder ein Zusatz noch eine Änderung etwas von den Geheimnissen verrät, die in den abschließenden drei Büchern verborgen sind, Geheimnisse, die ich dreißig Jahre lang geduldig in irgendwelchen Schatullen liegen hatte.

Bevor ich schließe, sollte ich noch ein Wort über den jungen Mann verlieren, der sich erdreistet hat, dieses Buch zu schreiben. Jener junge Mann war viel zu vielen Schreibkursen ausgesetzt gewesen und hatte sich viel zu sehr die Vorstellungen zu Eigen gemacht, die solche Kurse verbreiten: dass man für andere und nicht für sich selbst schreibt; dass die Sprache wichtiger als die Story ist; dass Zweideutigkeit gegenüber Klarheit und Einfach-

heit zu bevorzugen ist, welche üblicherweise einen dumpfen, prosaischen Kopf verraten. Folglich war es nicht überraschend, in Rolands erstem Auftritt ein hohes Maß an Anspruch vorzufinden (ganz zu schweigen von schier unzähligen überflüssigen Umstandswörtern). Ich habe so viel von diesem hohlen Gewäsch entfernt, wie ich konnte, und bereue in dieser Hinsicht keine einzige Kürzung. An anderen Stellen – ausnahmslos solche, wo mich besonders begeisternde Teile der Story dazu verleitet haben, alle Vorstellungen aus den Schreibkursen zu vergessen – war es mir möglich, das Geschriebene bis auf die üblichen Dinge, die jeder Autor bei der Durchsicht macht, annähernd unberührt zu lassen. Wie ich in einem anderen Zusammenhang bereits ausgeführt habe, kriegt nur Gott beim ersten Mal alles richtig hin.

Auf jeden Fall war es nicht meine Absicht, die Art und Weise, wie die Geschichte erzählt wird, mundtot zu machen oder gar vollends zu verändern; trotz all ihrer Fehler hat sie ihren ganz eigenen Charme, wie ich finde. Hätte ich sie zu sehr verändert, wäre das einer Verstoßung jenes Menschen gleichgekommen, der im Spätfrühling und Frühsommer des Jahres 1970 als Erster über den Revolvermann geschrieben hat, und das wollte ich nicht.

Etwas aber *wollte* ich tun, und zwar möglichst bevor die abschließenden Bände des Zyklus erschienen: Ich wollte Neulingen der Turm-Geschichte (und früheren Lesern, die ihr Gedächtnis auffrischen wollen) einen klareren Anfang und einen etwas leichteren Zugang zu Rolands Welt bieten. Zudem wollte ich ihnen ein Buch an

die Hand geben, das die kommenden Ereignisse wirkungsvoller ankündigt. Ich hoffe, dass ich das geschafft habe. Und wenn der Leser zu jenen gehört, welche die seltsame Welt, durch die Roland mit seinen Gefährten zieht, noch nie besucht haben, wird er sich hoffentlich an den Wunderdingen erfreuen, die hier zu entdecken sind. Mehr als alles andere wollte ich eine Geschichte der Wunder schreiben. Und wenn man sich dabei ertappt, in den Bann des Dunklen Turms zu geraten, und sei es auch nur ein kleines bisschen, dann, so glaube ich, habe ich meine Arbeit getan, eine Arbeit, die im Jahr 1970 begann und im Wesentlichen 2003 beendet war. Dennoch wäre Roland der Erste, der darauf hinweisen würde, wie wenig eine solche Zeitspanne bedeutet. Genau gesagt, spielt Zeit, wenn man sich auf der Suche nach dem Dunklen Turm befindet, überhaupt keine Rolle.

6. Februar 2003

... ein Stein, ein Blatt, eine nichtgefundene Tür; von einem Stein, einem Blatt, einer Tür. Und von all den vergessenen Gesichtern.

Nackt und allein gerieten wir in Verbannung. Im Dunkel ihres Schoßes kannten wir unserer Mutter Angesicht nicht; aus dem Gefängnis ihres Fleisches sind wir in das unaussprechliche, unmitteilbare Gefängnis dieser Erde gekommen.

Wer von uns hat seinen Bruder gekannt? Wer von uns hat in seines Vaters Herz gesehen? Wer von uns ist nicht immer eingekerkert gewesen? Wer von uns bleibt nicht immer ein Fremder, allein?

O verlorener und vom Wind betrauerter Geist, kehre zurück!

*Thomas Wolfe
Schau heimwärts, Engel!*

WIEDERAUFNAHME

Kapitel eins

DER REVOLVERMANN

I

Der Mann in Schwarz floh durch die Wüste, und der Revolvermann folgte ihm.

Die Wüste war der Inbegriff aller Wüsten; sie war riesig und schien sich Ewigkeiten in alle Richtungen bis zum Himmel zu erstrecken. Weiß, grell, ohne Wasser, konturlos, abgesehen vom schwachen, dunstigen Schimmer der Berge, welche sich am Horizont abzeichneten, und dem Teufelsgras, das süße Träume, Albträume, Tod brachte. Gelegentlich wies ein Grabsteinzeichen den Weg; einstmals war der verwehte Pfad, der sich seinen Weg durch die dicken Salzkrusten bahnte, nämlich eine Landstraße gewesen, auf der Stellwagen und Buckas gefahren waren. Seither hatte die Welt sich weiterbewegt. Die Welt war leer geworden.

Den Revolvermann hatte ein vorübergehendes Schwindelgefühl heimgesucht, eine jener zehrenden Empfindungen, bei denen die ganze Welt flüchtig zu werden schien, so als ob man durch etwas hindurchblickte. Das Gefühl verflog, und ähnlich wie die Welt, auf deren Decke er wandelte, zog auch er weiter seiner Wege. Er legte Meile um Meile stur hinter sich, weder eilte er, noch trö-

delte er. Ein Wasserschlauch aus Tierhaut hing ihm wie eine pralle Wurst um die Leibesmitte. Der Schlauch war fast voll. Der Revolvermann hatte jetzt schon seit vielen Jahren das Khef durchlaufen und mittlerweile wahrscheinlich die fünfte Stufe erreicht. Wäre er ein heiliger Mann der Manni gewesen, wäre er jetzt nicht durstig gewesen; er hätte mit nüchternem, unbeteiligtem Interesse verfolgen können, wie sein Körper austrocknete, und er hätte seinen Klüften und dunklen inneren Höhlungen nur dann Wasser zuführen müssen, wenn die Logik ihm sagte, dass es unabdingbar nötig war. Er war jedoch kein Manni, noch war er ein Jünger des Jesumenschen oder fühlte sich sonst wie heilig. Mit anderen Worten, er war bloß ein einfacher Pilger, und alles, was er mit Bestimmtheit sagen konnte, war, dass er deshalb durstig war. Dennoch verspürte er keinen ausgeprägten Drang, etwas trinken zu müssen. Irgendwie freute ihn das. Genau so sollte es sich in einem Land wie diesem verhalten, diesem dürstenden Land. Wenn es da etwas in seinem langen Leben gab, dann war es seine Anpassungsfähigkeit.

Unter dem Wasserschlauch befanden sich seine Revolver, die seinen Händen makellos angepasst waren; beide waren zum Austarieren mit Metallplättchen versehen worden, nachdem sie von seinem Vater, der leichter und auch nicht so groß gewesen war, auf ihn gekommen waren. Die beiden Revolvergurte überkreuzten sich oberhalb seiner Lenden. Die Holster waren so gut eingölt, dass nicht einmal die gegenwärtige philisterhafte Sonne sie rissig machen konnte. Die Griffe der Revolver waren

aus gelblichem, fein gemasertem Sandelholz. Die Holster waren mit Wildlederschnüren locker an den Schenkeln festgebunden und schwangen bei jedem Schritt ein bisschen mit. Sie hatten die blaue Farbe seiner Jeans zu einem Paar Halbkreise abgerieben, die fast einem Lächeln ähnelten (und dabei auch den Stoff etwas abgewetzt). Die in den Gürtelschlaufen steckenden Messinghülsen der Patronen funkelten und blitzten und heliografierten in der Sonne. Die Schlaufen wiesen inzwischen Lücken auf. Das Leder gab leise, knirschende Geräusche von sich.

Das Hemd, farblos wie Regen oder Staub, war am Hals offen, eine Wildlederkordel baumelte lose in den handgestoßenen Löchern. Den Hut hatte er verloren. Auch das Horn, das er einst besaß, war fort, seit Jahren schon; das Horn, das einmal einem Freund beim Sterben aus der Hand geschleudert wurde. Beide vermisste er nun.

Er erklomm eine sanft ansteigende Düne (wenngleich es hier keinen Sand gab; die Wüste war verkrustet, und selbst die rauen Winde, die mit Einbruch der Dunkelheit aufkamen, wirbelten lediglich einen unangenehm beißenden, schmirgelnden Staub auf), und kurz darauf sah er die ausgetretenen Reste eines kleinen Lagerfeuers im Windschatten, auf der Seite, die die Sonne zuerst verließ. Winzige Zeichen wie dieses, welches wieder einmal bestätigte, dass der Mann in Schwarz durchaus menschlich war, erfreuten ihn stets. Die Lippen dehnten sich in den gerbten, schuppigen Überresten seines Gesichts. Das grausige Grinsen war schmerzhaft. Er kauerte sich nieder.

Der Gejagte hatte natürlich Teufelsgras verbrannt. Das

war hier draußen auch das Einzige, das *überhaupt* brannte. Es brannte mit einem rußenden, kümmerlichen Licht, und es brannte langsam. Grenzbewohner hatten ihm erzählt, dass selbst in den Flammen noch Teufel wohnten. Wenn sie es verbrannten, sahen sie nicht ins Licht. Sie behaupteten, die Teufel hypnotisierten, lockten und zogen denjenigen, der hineinsah, irgendwann schließlich ins Feuer hinein. Und der nächste Mensch, der närrisch genug sei, in dieses Feuer zu sehen, könne dann den vorhergehenden darin erblicken.

Das verbrannte Gras war im inzwischen vertrauten ideografischen Muster gekräuselt und zerfiel unter der tastenden Hand des Revolvermanns zu grauer Sinnlosigkeit. In den Überresten befand sich nichts weiter als ein verkohlter Rest Bratenspeck, den er nachdenklich aß. So war es immer gewesen. Der Revolvermann folgte dem Mann in Schwarz nun schon seit zwei Monaten durch die Wüste, durch die endlosen, schreiend monotonen, fegefeuerähnlichen Einöden, und er hatte noch niemals andere Spuren als die hygienisch sterilen Ideogramme der Lagerfeuer des Mannes in Schwarz gefunden. Er hatte weder eine Dose vorgefunden noch eine Flasche, noch einen Wasser Schlauch (der Revolvermann selbst hatte vier davon wie abgestreifte Schlangenhäute zurückgelassen). Noch nicht einmal zurückgelassene Notdurft hatte er entdecken können. Vermutlich vergrub der Mann in Schwarz sie. Möglicherweise stellten die Lagerfeuer eine Botschaft dar, ein Großer Buchstabe nach dem anderen. *Halt Abstand, Partner*, zum Beispiel. Oder: *Das Ende ist nahe*. Vielleicht

auch nur: *Fang mich doch*. Ihm war es egal, was sie bedeuteten. Er hatte kein Interesse an Botschaften, wenn es denn welche waren. Ihn interessierte nur, dass die Überreste so kalt wie alle vorhergehenden waren. Trotzdem hatte er Boden gewonnen. Er wusste, dass er aufholte, aber er wusste nicht, woher er das wusste. Möglicherweise war es ein Geruch. Aber auch das war einerlei. Er würde weiterziehen, bis irgendeine Änderung eintrat, und wenn sich nichts änderte, würde er trotzdem weiterziehen. Es wird Wasser geben, so Gott es wollte, wie die Alten sagen. Selbst in der Wüste, wenn Gott so wollte. Der Revolvermann stand auf und wischte sich die Hände ab.

Keine anderen Spuren; der rasiermesserscharfe Wind hatte selbstverständlich sogar die kargen Anhaltspunkte verweht, welche die verkrustete Wüste bot. Es war ihm nie gelungen, die menschliche Notdurft seines Widersachers zu finden noch dessen Abfall, noch die Stellen, wo er das vergraben haben mochte. Nichts. Da waren nur die kalten Lagerfeuer entlang dieser uralten Landstraße, die nach Südosten führte, und der rastlos zählende Entfernungsmesser in seinem Kopf. Obwohl, da gab es doch etwas: Der Sog nach Südosten war mehr als das bloße Gefühl, die richtige Richtung eingeschlagen zu haben, stärker noch als magnetische Anziehungskraft.

Er setzte sich und gönnte sich einen kurzen Schluck aus dem Wasserschlauch. Er dachte an das vorübergehende Schwindelgefühl, das ihn früher an diesem Tag überfallen hatte, das Gefühl, irgendwie von der Welt losgelöst zu sein, und überlegte, was das wohl bedeutet hat-

te. Warum sollte dieser Schwindel den Gedanken an das Horn und den letzten seiner alten Freunde heraufbeschworen haben, die er beide vor langer Zeit am Jericho Hill verloren hatte? Die Revolver – seines Vaters Revolver –, die hatte er noch, und natürlich waren die wichtiger als Hörner ... oder sogar Freunde.

Oder etwa nicht?

Die Frage beunruhigte ihn seltsamerweise, aber da es außer der nahe liegenden keine andere Antwort gab, wischte er sie beiseite; vielleicht kam er ja später wieder darauf zurück. Er ließ den Blick über die Wüste schweifen, sah zur Sonne empor, die inzwischen am gegenüberliegenden Himmelsquadranten hinabsank, verwirrenderweise nicht ganz im Westen. Er stand auf, nahm die Handschuhe vom Gürtel und machte sich daran, Teufelsgras für ein eigenes Lagerfeuer auszureißen. Er legte es auf die Asche, die der Mann in Schwarz zurückgelassen hatte. Er empfand bei dieser Vorstellung, wie auch bei der Sache mit dem Durst, auf paradoxe Weise eine bittere Genugtuung.

Er griff erst dann zu Feuerstein und Stahl, als die letzten Reste des Tages nur noch als flüchtige Wärme im Boden unter ihm und als eine höhnische orangefarbene Linie am monochromen Horizont bemerkbar waren. Er saß mit seinen Gunna auf dem Schoß da und sah geduldig nach Südosten zu den Bergen, wenngleich er weder erhoffte, dort die dünne, gerade Rauchsäule eines neuen Lagerfeuers zu erblicken, noch erwartete, das orange Flackern einer Flamme zu sehen, sondern lediglich be-

obachtete, weil das eben dazugehörte und einem eine seltsame Befriedigung bescherte. *Wenn man nach nichts Ausschau hält, kann man auch nichts entdecken, du Wurm*, hätte Cort gesagt. *Sperr lieber deine gottgegebenen Glotzerchen auf.*

Aber da war nichts. Er war zwar nahe, aber das war relativ. Nicht nahe genug jedenfalls, nach Einbruch der Dämmerung Rauch zu sehen oder gar das orange Zwickern eines Lagerfeuers.

Er schlug Funken an das trockene, ausgerissene Gras und murmelte währenddessen den alten, eindringlichen Nonsensreim: »Auf, mein Fünkchen lieb und teuer, ob beim Schlafen oder Wachen, willst den Zunder du entfachen, entzünden mir mein Feuer?« Es war seltsam, wie man manche Sprüche und Verrichtungen aus der Kindheit auf dem Lebensweg für immer vergaß, während andere einen wie Kletten das ganze Leben lang begleiteten und mit der Zeit immer bedeutsamer wurden.

Er legte sich gegen den Wind, sodass der Traumrauch in die Wüste hinauswehen konnte. Der Wind wehte gleichmäßig, einmal davon abgesehen, dass er hin und wieder einen Sandteufel erzeugte.

Die Sterne über ihm blinkten nicht, auch sie verhielten sich ebenfalls gleichmäßig. Nach Millionen zählende Sonnen und Welten. Schwindel erregende Sternbilder, kaltes Feuer in sämtlichen Grundfarben. Während er hinauf sah, wechselte der Himmel von Violett zu Ebenholz. Ein Meteor ätzte unterhalb der Alten Mutter einen kurzen, ansehnlichen Bogen hinein und erlosch dann

wieder. Das Feuer warf seltsame Schatten, während das Teufelsgras langsam zu einem neuen Muster niederbrannte – keinem Ideogramm, sondern einem geordneten Wirrwarr, das in seiner ureigenen Deutlichkeit leicht beängstigend wirkte. Er hatte das Brennmaterial zu einem Muster gelegt, das nicht künstlerisch, sondern nur zweckdienlich war. Es sprach von Schwarzem und Weißem. Es sprach von einem Mann, der in seltsamen Hotelzimmern schlechte Bilder gerade rücken mochte. Das Feuer brannte mit seiner gleichmäßigen, trägen Flamme, und Phantome tanzten in seinem weiß glühenden Kern. Der Revolvermann sah das alles nicht. Er schlief. Die beiden Muster, Kunst und Fertigkeit, verschmolzen miteinander. Der Wind heulte wie eine Hexe mit Magenkrebs. Hin und wieder brachte ein launischer Windstoß den Rauch dazu, sich zu kräuseln und zu ihm zu wirbeln, gelegentlich berührte ihn ein Ausläufer des Rauchs. Sie erzeugten auf dieselbe Weise Träume, wie ein winziger Fremdkörper in einer Auster eine Perle erzeugen konnte. Gelegentlich stöhnte der Revolvermann mit dem Wind auf. Die Sterne betrachteten das alles so gleichgültig, wie sie Kriege, Kreuzigungen und Auferstehungen betrachteten. Auch das hätte ihm gefallen.

2

Er war den letzten Ausläufer des Vorgebirges heruntergekommen und hatte dabei sein Maultier geführt, dessen

Augen bereits tot waren und in der Hitze hervorquollen. Vor drei Wochen hatte er die letzte Stadt hinter sich gelassen, und seither hatte er nur die verlassene Kutschenstraße und hin und wieder eine der Lehmhüttensiedlungen der Grenzbewohner gesehen. Die Siedlungen waren zu vereinzelt Hütten verkommen, die meistens von Leprakranken oder Wahnsinnigen bewohnt waren. Er hatte feststellen müssen, dass die Wahnsinnigen die angenehmere Gesellschaft waren. Einer hatte ihm einen Silva-Kompass aus rostfreiem Edelstahl gegeben und ihn gebeten, ihn dem Jesumenschen zu bringen. Der Revolvermann hatte ihn mit ernster Miene entgegengenommen. Wenn er Ihn treffe, werde er Ihm den Kompass geben. Er rechnete zwar nicht damit, diesen Jesumenschen je irgendwo zu treffen, aber es war ja alles möglich. Einmal hatte er einen Taheen gesehen – in diesem Fall einen Menschen mit einem Rabenkopf –, aber dieses verkorkste Ding war auf seinen Halloruf hin geflohen, wobei es etwas in irgendeiner Sprache gekrächtzt hatte. Vielleicht waren es Flüche oder Verwünschungen gewesen.

Seit der letzten Hütte waren fünf Tage vergangen, und als er über den letzten erodierten Hügel kam und das vertraute flache Lehm Dach sah, hatte er eigentlich schon gar nicht mehr damit gerechnet, noch einmal eine zu Gesicht zu bekommen.

Der Bewohner, ein überraschend junger Mann mit einem wilden Schopf rotem Haar, das ihm fast bis zur Taille reichte, jätete gerade mit emsiger Hingabe ein karges Maisfeld. Das Maultier gab ein pfeifendes Schnauben

von sich, worauf der Bewohner aufsah. Die strahlend blauen Augen erfassten den Revolvermann binnen eines Augenblicks zielsicher. Der Bewohner war unbewaffnet, wie der Revolvermann zweifelsfrei erkennen konnte. Er hob beide Hände zu einem höflichen Gruß, dann beugte er sich wieder über den Mais; er jätete mit gekrümmtem Rücken die Reihe gleich neben der Hütte, wobei er ab und zu Teufelsgras oder eine gelegentliche verkümmerte Maispflanze über die Schulter warf. Das Haar flatterte und flog im Wind, der jetzt unmittelbar aus der Wüste wehte, weil nichts mehr da war, ihn aufzuhalten.

Der Revolvermann kam langsam den Hügel herunter und zog das Maultier, auf dessen Rücken die Wasser-schläuche platschten, hinter sich her. Er blieb am Rand des leblos aussehenden Maisfeldes stehen, trank einen Schluck aus einem der Schläuche, um die Speichelbildung anzuregen, und spie dann auf den ausgetrockneten Boden.

»Leben für deine Saat.«

»Leben für deine eigene«, antwortete der Grenzbe-wohner und richtete sich auf. Im Rücken knackte es hör-bar. Furchtlos musterte er den Revolvermann. Das biss-chen Gesicht, das zwischen Haar und Bart zu sehen war, schien frei von Fäulnis zu sein, und die Augen wirkten zwar etwas wild, schienen aber einem vernünftigen Men-schen zu gehören. »Lange Tage und angenehme Nächte, Fremder.«

»Und mögen sie dir doppelt vergönnt sein.«

»Ist unwahrscheinlich«, antwortete der Bewohner und

stieß ein schroffes Lachen aus. »Mais gibt's umsonst, aber für die Bohnen wirst du was ausspucken müssen. Ein Mann bringt sie ab und zu vorbei. Er bleibt aber nie lange.« Der Grenzbewohner lachte kurz auf. »Er hat Angst vor Gespenstern. Und vor dem Vogelmenschen auch.«

»Ich habe ihn gesehen. Den Vogelmenschen, meine ich. Er ist vor mir geflohen.«

»Yar, hat sich verlaufen. Behauptet, auf der Suche nach irgendeinem Ort namens Algul Siento zu sein. Manchmal bezeichnet er ihn auch als Blauen Hafen oder Himmel, was von beidem, hab ich nicht richtig verstanden. Hat deine Wenigkeit schon davon gehört?«

Der Revolvermann schüttelte den Kopf.

»Na ja ... jedenfalls beißt er nicht und lauert niemandem auf, also schieß auf ihn. Bist du tot oder lebendig?«

»Lebendig«, sagte der Revolvermann. »Du sprichst wie einer der Manni.«

»Liegt daran, dass ich eine Weile bei ihnen war. Aber das war auf Dauer kein Leben für mich; die waren mir zu kumpelhaft, außerdem suchen sie die ganze Zeit nach Löchern in der Welt.«

Wie wahr, dachte der Revolvermann. Die Manni waren ein reiselustiges Volk.

Die beiden sahen einander einen Augenblick lang schweigend an.

Dann streckte der Grenzbewohner die Hand aus. »Ich heiße Brown.«

Der Revolvermann schüttelte die Hand und nannte seinen Namen. Auf einmal krächzte auf dem flachen Gie-

bel des Lehmdachs ein dürrer Rabe. Der Grenzbewohner deutete mit einer knappen Geste auf ihn. »Das ist Zoltan.«

Beim Klang seines Namens krächzte der Rabe noch einmal und flog dann zu Brown herüber. Er landete auf dem Kopf des Grenzbewohners und nistete sich mit fest im Haarschopf verkrallten Klauen dort ein.

»Scheiß auf dich«, krächzte Zoltan fröhlich. »Scheiß auf dich und das Pferd, auf dem du geritten bist.«

Der Revolvermann nickte liebenswürdig.

»Böhnchen, Böhnchen, das musikalische Gemüse«, gab der Rabe begeistert einen Spruch von sich. »Jedes Böhnchen gibt ein Tönchen.«

»Bringst du ihm das bei?«

»Ich schätze mal, mehr will er nicht lernen«, sagte Brown. »Ich habe einmal versucht, ihm das Vaterunser beizubringen.« Sein Blick wanderte kurz über die Hütte hinaus zur verkrusteten, konturlosen Wüste. »Das hier ist wohl nicht das richtige Land für das Vaterunser. Du bist ein Revolvermann. Richtig?«

»Ja.« Er beugte sich hinunter und zog Zigarettenpapier und Tabak hervor. Zoltan stieß sich von Browns Kopf ab und landete dann flügelschlagend auf der Schulter des Revolvermanns.

»Dachte, deine Art ist ausgestorben.«

»Du siehst, dass das Gegenteil der Fall ist.«

»Bist du aus der Innerwelt gekommen?«

»Vor langer Zeit«, sagte der Revolvermann und nickte.

»Ist da noch irgendwas übrig geblieben?«

Der Revolvermann gab darauf keine Antwort, aber sein Gesicht verriet, dass es sich hier um ein Gesprächsthema handelte, das man lieber nicht weiter verfolgte.

»Schätze, du bist hinter dem anderen her.«

»Ja.« Er stellte die unausweichliche Frage: »Wie lange ist es her, dass er vorbeigekommen ist?«

Brown zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht. Ist 'ne komische Sache mit der Zeit hier draußen. Was auch für Entfernungen und Richtungen gilt. Mehr als zwei Wochen. Weniger als zwei Monate. Der Bohnenmann war zweimal hier, seit der andere vorbeigekommen ist. Ich würde mal sagen, vor sechs Wochen. Aber das stimmt wahrscheinlich nicht.«

»Jedes Böhnchen gibt ein Tönchen«, sagte Zoltan.

»Hat er Rast gemacht?«, fragte der Revolvermann.

Brown nickte. »Er ist zum Essen geblieben, so wie du es wohl auch tun wirst. Wir haben uns die Zeit vertrieben.«

Der Revolvermann stand auf, worauf der Vogel keifend zum Dach zurückflog. Er verspürte eine seltsame, bebende Ungeduld in sich. »Was hat er gesprochen?«

Brown sah ihn mit einer hochgezogenen Braue an. »Nicht viel. Ob es hier schon jemals geregnet hat, wann ich hierher gekommen bin und ob ich meine Frau begraben hätte. Er hat gefragt, ob sie eine aus dem Manni-Volk gewesen ist, und ich hab das bejaht, weil er's irgendwie eh gewusst zu haben schien. Meistens habe ich gesprochen, auch wenn ich das üblicherweise nicht so ausufernd tue.« Er machte eine Pause. Das einzige hörbare Ge-

räusch kam vom heulenden Wind. »Er ist ein Zauberer, nicht?«

»Unter anderem.«

Brown nickte bedächtig. »Ich wusste es. Er hat nämlich ein Kaninchen aus dem Ärmel gezaubert, das war schon vollständig ausgenommen und fertig für den Kochtopf. Und du?«

»Ein Zauberer?« Er lachte. »Ich bin nur ein Mensch.«

»Dann wirst du ihn nie erwischen.«

»Ich werde ihn erwischen.«

Sie sahen einander an, und plötzlich herrschte tiefes Einvernehmen zwischen ihnen, dem Grenzbewohner auf seinem staubtrockenen Boden, dem Revolvermann auf der verkrusteten Fläche, die in die Wüste übergang. Er griff nach seinem Feuerstein.

»Hier.« Brown holte ein Schwefelholz hervor und entzündete es an einem schmutzigen Fingernagel. Der Revolvermann hielt die Spitze seiner Zigarette in die Flamme und zog.

»Danke.«

»Du wirst deine Schläuche füllen wollen«, sagte der Grenzbewohner und drehte sich um. »Die Quelle ist hinten unter dem Dachvorsprung. Ich fange schon mal mit dem Essenmachen an.«

Der Revolvermann trat vorsichtig über die Maisreihen und ging nach hinten. Die Quelle befand sich auf dem Grund eines von Hand ausgehobenen Brunnens, der mit Steinen eingefasst war, damit der pulvrige Boden nicht einbrach. Während er die baufällige Leiter hinunterklet-

terte, überlegte der Revolvermann, dass mindestens zwei Jahre Arbeit in dieser Steinmauer stecken mussten – ausbrechen, herschleppen, aufschichten. Das Wasser war klar, floss aber nur träge, weshalb es ein langwieriges Geschäft war, die Schläuche zu füllen. Während er gerade den zweiten füllte, flatterte Zoltan auf den Brunnenrand.

»Scheiß auf dich und das Pferd, auf dem du geritten bist«, sagte der Rabe, wie um seinen Ratschlag von zuvor zu wiederholen.

Der Revolvermann sah erschrocken auf. Der Schacht war etwa zweieinhalb Mann tief: Brown hätte mit Leichtigkeit einen Stein auf ihn werfen und ihm den Schädel brechen können, um ihm seine Habseligkeiten zu stehlen. Ein Verrückter oder ein Verfaulender hätte das nicht getan; Brown war keines von beidem. Aber er mochte Brown, daher verdrängte er die Vorstellung aus seinen Gedanken und füllte die restlichen Schläuche mit dem Wasser ab, das Gott hier wollte. Was Gott sonst noch wollte, war Sache des Ka, nicht die seine.

Als er zur Tür der Hütte hereinkam und die Stufen hinabschritt (der Hauptteil der Hütte lag unter der Erdoberfläche, damit die Kälte der Nacht eingefangen und gespeichert wurde), verteilte Brown gerade mit einem Hartholzlöffel einige Maiskolben zwischen den glühenden Kohlen einer winzigen Feuerstelle. Zwei angeschlagene Teller standen an gegenüberliegenden Plätzen auf einer grauen Tischdecke. Das Wasser für die Bohnen fing im Topf über dem Feuer gerade zu kochen an.

»Ich bezahle auch das Wasser.«

Brown sah nicht auf. »Das Wasser ist ein Geschenk Gottes, wie auch du wissen solltest. Die Bohnen bringt Pappa Doc.«

Der Revolvermann grunzte kurz und setzte sich dann mit dem Rücken an eine der unbearbeiteten Wände, überkreuzte die Arme und machte die Augen zu. Nach einer Weile drang ihm der Geruch von röstendem Mais in die Nase. Er vernahm das körnige Rascheln, mit dem Brown eine Papiertüte voll getrockneter Bohnen ins Wasser schüttete. Ab und zu ein *Tak-tak-tak*, wenn Zoltan rastlos auf dem Dach herumlief. Er war müde; zwischen hier und dem Grauen, das sich in Tull abgespielt hatte, dem letzten Dorf, war er am Tag sechzehn, manchmal achtzehn Stunden lang unterwegs gewesen. Und die letzten zwölf Tage sogar nur noch zu Fuß, weil das Maultier völlig am Ende war und nur noch aus alter Gewohnheit weiterlebte. Er hatte mal einen Jungen namens Sheemie gekannt, der auch einen Maulesel besaß. Sheemie war nun nicht mehr; alle waren sie nun nicht mehr, nur zwei von ihnen waren übrig geblieben: er und der Mann in Schwarz. Er hatte Gerüchte über andere Länder gehört, die unter dem hiesigen lagen, über grüne Landschaften an einem Ort namens Mittwelt, aber das alles war schwer zu glauben. Hier draußen waren grüne Landschaften wie etwas, was der Phantasie eines Kindes entsprungen war.

Tak-tak-tak.

Zwei Wochen, hatte Brown gesagt, möglicherweise sechs. Einerlei. In Tull hatten sie Kalender gehabt, und

sie hatten sich an den Mann in Schwarz erinnert, weil er auf der Durchreise einen alten Mann geheilt hatte. Einen alten Mann, der am Gras zugrunde gegangen war. Einen alten Mann von fünfunddreißig Jahren. Aber wenn Brown die Wahrheit sagte, hatte der Mann in Schwarz seither einen Teil seines Vorsprungs verloren. Aber nun kam die Wüste. Und die Wüste war die Hölle.

Tak-tak-tak...

Leih mir deine Flügel, Vogel. Ich werde sie ausbreiten und mit den Aufwinden fliegen.

Er schlief fest ein.

3

Brown weckte ihn eine Stunde später. Es war dunkel. Das einzige Licht kam vom dunklen, kirschroten *Glühen* der *Glut*.

»Dein Maultier ist gestorben«, sagte Brown. »Sage dir mein Beileid. – Das Essen ist fertig.«

»Was?«

Brown zuckte die Achseln. »Geröstetes und Gekochtes, was sonst? Bist du mäkelig?«

»Nein, ich meine das Maultier.«

»Es hat sich einfach hingelegt, das ist alles. Hat wie ein altes Maultier ausgesehen.« Und gleichsam als Entschuldigung: »Zoltan hat die Augen gefressen.«

»Oh.« Damit hätte er rechnen können. »Schon gut.«

Als sie sich an den gedeckten Tisch setzten, überrasch-



Stephen King

Schwarz

Der Dunkle Turm 1

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-87556-2

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2003

Im ersten Band von Stephen Kings epischer Fantasyserie durchstreift Roland, der letzte Revolvermann, auf der Suche nach dem mysteriösen Dunklen Turm eine sterbende Welt. Der Auftakt zur großen Saga jetzt in einer von Stephen King komplett überarbeiteten Fassung mit neuem Vorwort und neuer Einführung.

 [Der Titel im Katalog](#)